

Besser ein wüster Fleck als ein schönes Loch

Gottfried Korff

Das Württembergische Landesmuseum will sich in einer Ausstellung, die zusammen mit dem Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen arrangiert wird, einem bisher vernachlässigten Bereich der Sachkultur zuwenden: reparierten und umgenutzten Dingen des Alltags. Die Ausstellung soll im Herbst dieses Jahres im Stuttgarter Alten Schloß gezeigt werden. Die volkskundliche Abteilung des Landesmuseums besitzt zwar einiges an reparierten und geflickten Objekten, aber bei weitem nicht soviel, daß sich daraus eine sinnlich überzeugende Ausstellung gestalten ließe. Deshalb bitten die Veranstalter alle Museen und Sammlungen, aber auch die Bevölkerung im Lande um Unterstützung: vielleicht findet sich in dem einen oder anderen Depot, auf Dachböden und in Schuppen, in Schränken und Kommoden ein Sachzeuge jener einstmals wichtigen Reparier-Kultur. Dabei geht es gar nicht einmal nur um Altes und Ehrwürdiges, sondern beispielsweise auch um die Objekte, die in der Notzeit nach dem Krieg umgenutzt worden sind, also etwa um den Güllenschöpfer, der aus dem Stahlhelm gefertigt wurde, oder um Schuhzeug aus alten Gummireifen. Denn auch diese Gegenstände gehören ins Spektrum der «Kreativität des Notbehelfs», von dem im folgenden Aufsatz die Rede ist. Hinweise nimmt die volkskundliche Abteilung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart, Schillerplatz 6, 7000 Stuttgart 1, Dr. Hans-Ulrich Roller, Tel. 2193-2936 oder 2938, entgegen.

In einer seiner Erinnerungen an das reizvolle und liebenswürdige Chaos der alten Heimatmuseen verwies Adolf Rieth beiläufig einmal auf die vielfältigen Privatsammlungen, die er im Laufe seiner Denkmalpflegejahre in Dörfern auf der Alb und in Oberschwaben kennengelernt hatte. Die meisten dieser Sammlungen seien weder an einem systematischen noch an einem ästhetischen, geschweige denn an einem volkskundlich-kulturhistorischen Programm ausgerichtet gewesen, dennoch aber, so schrieb Rieth nicht ohne Sympathie, hätte sich in ihnen vielfach mehr vom vergangenen Dorfleben und von der kulturellen Eigenart einer Region offenbart als in den vielen professionell verwalteten Heimatmuseen. Denn in diesen Sammlungen hätte man einfach alles finden können: vom Hosenkнопf bis zur Reifenfelge, von der Flachsriffel bis zur Leitersprosse, vom Perpendikel bis zum Pferdesattel. Diese Aufzählung, die sich leicht um manche Kuriosität verlängern ließe, wirkt zwar wie ein beliebiges Sammelsurium; doch was als belächelnswerte Marotte schrulliger Dorf-Antiquare erscheint, hat

durchaus einen ernstzunehmenden Bezug zur historischen Alltagsrealität. Gesammelt wurde, was aufhebenswert erschien, und aufhebenswert war, was zwar nicht direkt gebraucht wurde, aber auch nicht weggeworfen werden sollte, weil es möglicherweise noch einmal Verwendung finden sollte – in seiner alten oder in einer völlig neuen Zweckbestimmung. Wenn d' Sach unwert ist, muß man sie aufheben, so notiert es das Schwäbische Wörterbuch für die Landstriche um Ehingen an der Donau.

Ökonomie des Notbehelfs

Aufheben hat mit Sparen und Schonen zu tun, vor allem aber mit Sammeln und Aufbewahren, mit der Anlage eines Reservelagers für den Bedarfsfall. Was dörfliche Laiensammler oftmals in Scheune und Schopf zusammengetragen hatten, bezog seinen ursprünglichen Sinn aus einer *Ökonomie des Notbehelfs*, wie die Wirtschaftsweise klein- und mittelbäuerlicher Gebiete treffend genannt worden ist.

Was Adolf Rieth bei seinen Exkursionen in schwäbische Dörfer bewunderte, war kein *gesunkenes Kulturgut*, war nicht den fürstlichen Kunst- und Raritätenkammern, war auch nicht den städtischen Altertums Museen abgeguckt, sondern das war die spezifisch bäuerlich-ländliche Spielart des Sammelns, die zurückweist auf das *Aufheben* – übrigens ein Begriff, der, dialektisch ausgedeutet, aus der schwäbischen Alltagssprache in die deutsche Staatsphilosophie gekommen ist. So waren es denn auch gar nicht die Kuriosa und Rara, denen das dörfliche Sammelinteresse primär galt als vielmehr die alten Gebrauchsgüter, *d' unwert' Sach'*.

Bäuerliches Wirtschaften war tatsächlich von ganz anderen Regeln bestimmt als das moderne marktorientierte Wirtschaftssystem. Im Umgang mit Sachen herrschten andere Gesetze und Einsichten, und diese gründeten in Prinzipien der Sorgfalt, der Schonung, des behutsamen Gebrauchs. Es galt, schnellen Verschleiß zu vermeiden, also einen «Umgangston» mit den Gebrauchsgütern zu entwickeln, der eine möglichst dauerhafte Nutzung verhielt. War jedoch eine Sache verschlissen und lädiert, dann war das nicht ihr Ende. Sie wurde vielmehr wieder verwendbar gemacht: repariert und so funktionstüchtig gehalten. Und falls eine Sache doch einmal so ramponiert war, daß sich das Flickeln nicht mehr lohnte, dann war auch das keineswegs ein Grund fürs Wegwerfen. Das Kaputte wurde

aufgehoben, um als Ersatzstück oder als Ersatzteil bei irgendeiner Reparaturarbeit neue Dienste zu leisten: der zerbrochene Rechenstiel wurde auf Feilen-grifflänge verkürzt; der durchlöcherter Eimer wurde, aufgeschnitten und plattgehämmert, als Blechstück verwendet; der zerschlissene Mehlsack kam als Flicker auf das Transportband des Mähbinders, und aus der Mistgabel mit dem fehlenden Zinken konnte ein Schürhaken entstehen.

Reparieren – Teil der bäuerlichen Mentalität

Wegwerfen: das war eine dem bäuerlichen Denken fremde Kategorie. Wohin sollte auch wegge- worfen werden? Der Misthaufen wie der Abfallhaufen gal- ten der bäuerlichen Ökonomie als höchst wichtige Durchgangslager für die Weiterverwendung. Un- brauchbares kam zum Kruscht und wurde von dort, je nach Bedarf, reaktiviert.

So ließe sich am Beispiel des Reparierens, des Flik- kens, des Instandsetzens ein wichtiges Prinzip der vorindustriellen Ökonomie darstellen. Es war eine Wirtschaftsweise, die im Zeichen der bäuerlichen Selbstversorgung und alter Handwerkskünste und Handwerksfertigkeiten stand. Was kürzlich der Wirtschaftstheoretiker Alfred Sohn-Rethel für die Randzonen Europas angemerkt hat, als er die dort herrschende Wirtschaftsgesinnung unter dem *Ideal des Kaputten* und mit dem Stichwort *Reparieren* erläu- terte, das war zumindest bis ins erste Nachkriegs- jahrzehnt kennzeichnend auch für das Denken und Wirtschaften vieler Gebiete hierzulande. Im Rah-

men der bäuerlichen Selbstversorgung stand die Reparatur gleichrangig neben der Produktion; über weite Strecken des Winterhalbjahres wurde geflickt und ausgebessert: stark strapazierte Dreschflegel wurden neu montiert, zerbrochene Krauthäfen wurden verdrahtet, löchrige Körbe wurden in Teilen neu geflochten, und auch die Ersatzpfähle für den lädierten Weidenzaun wurden gerichtet.

Dazu kamen die Reparaturen an Haus und Hof. Dort wo Strohdächer üblich waren, mußten fast jährlich Ausbesserungsarbeiten erfolgen, und auch die Fachwerkwände mußten regelmäßig beigeputzt und neu gestrichen werden. Vielerorts, zumal in Oberschwaben, gab es für diese Arbeiten feste Ter- mine: zu Fronleichnam mußten die Häuser, zumin- dest deren Schauseiten, hergerichtet sein. Auf frü- hen Bauernhausfotografien wirken die Strohdächer oftmals wie Flickwerk: die neueingedeckten Teile stechen durch ihre helleren Farben hervor, und vom Beginn dieses Jahrhunderts an konkurrieren mitun- ter sogar mehrere Materialien auf ein und demsel- ben Dach: Zinkblech neben Stroh und Ziegeln, eine schleichende Modernisierung im Zuge der jährli- chen Reparatur. Viele der von Hermann Kolesch zu Beginn der vierziger Jahre fotografierten altober- schwäbischen Bauernhäuser zeigen diesen Befund.

Flicken

Von beachtlicher hauswirtschaftlicher Bedeutung waren die Textilreparaturen, die – so wollte es die traditionelle Rollenteilung – zumeist von Frauen ausgeführt wurden. Der Zwickel in der zu eng ge- wordenen Hose, der Flicker auf dem Bettlaken, der ausgewechselte Kragen am Oberhemd, all' das war in der Zeit bis noch kurz nach dem Zweiten Welt- krieg so üblich, wie es heute völlig vergessen ist. Alte Zeichnungen und Fotografien zeigen, daß geflickte Kleidung, insbesondere bei der Arbeit, der Normalfall war; Strümpfe, von oben bis unten ge- stopft, manchmal in den unterschiedlichsten Far- ben, waren keine Seltenheit. Nähkörbe (im städ- tisch-bürgerlichen Milieu: Nähtische), Nadelkissen und Stopfeier sind die Requisiten, die von dieser Be- schäftigung zeugen, auf die in subtiler Weise die ganze Jungmädchenerziehung ausgerichtet war. Keine Fibel, in der nicht auch das Lob fleißiger und ordentlicher Stopf- und Flickkünste verkündet wurde. Kunstvolle Stick- und Flickmustertücher be- legen die Geschicklichkeit der Frauen und Mädchen im Umgang mit Nadel und Faden: mit der zweck- frei-schönen Stickkunst erlernte das Mädchen gleichzeitig die Geduld und Fingerfertigkeit, die fürs Flicken notwendig war.



Vielfach geflicktes Nachthemd aus einem ärmlichen Bauernhaushalt. Berglen-Vorderweißbuch, erste Hälfte 20. Jahrhundert.



«Der Schuster auf der Stör», gemalt von Johann Baptist Pflug aus Biberach an der Riß im Jahre 1839

Auf der Stör

Die klassische Definition des Handwerkers ist die des *lokalen Warenproduzenten*. Doch diese Definition übersieht, daß insbesondere die dörflichen, aber auch viele städtische Handwerker von Reparaturarbeiten lebten. Über den Dorfschneider liest man in Carl Theodor Griesingers «Silhouetten aus Schwaben» von 1838: *Der Schneider hat selten etwas Neues zu machen, denn der Bauer läßt sich blos zwei neue Röcke machen, einmal an der Confirmation, und einmal an seinem Hochzeitstag. Was trägt aber das Flicker ein? Und muß er*

nicht, wenn etwas zu machen ist, es sei nun neu oder alt, zum Bauern und Wirth und Schultheiß und Pfarrer in's Haus gehen und darf nichts mitbringen als Nadel und Scheere, und man gibt ihm Faden und Futter und Tuch, und überdieß Spätzle und Erdbirnen, und am Ende des Tags noch 12–16 Kreuzer Löhnung. Johann Baptist Pflug hat zur gleichen Zeit ähnliche Situationen detailfreudig ins Bild gesetzt: Schneider und Schuster bei der Arbeit in wohlhabenden Bauernhäusern. *Auf der Stör*, so heißen diese Genrebildchen: auf der Stör war der Handwerker, der in regelmäßigem Turnus in die Häuser kam, um die erforderlichen Ausbesse-

rungen und Reparaturen durchzuführen. Der noch um die Jahrhundertwende im Schwäbischen bekannte Begriff macht deutlich, daß das ambulante Betreiben der Handwerkstätigkeit als «Störung» der Zunftregeln verstanden wurde. Und die Bezeichnungen Flickschuster, Flickschneider, Flecklesdieb (für Schneider) bezeugen ebenfalls das geringe Ansehen, das den Reparatur-Handwerkern entgegengebracht wurde.

Hafenbinder und Scherenschleifer

Noch geringer allerdings war das Ansehen der Kesselflicker, Hafenbinder und Scherenschleifer. Sie waren nicht dem Handwerk zugeordnet, was beim Flickschneider und Schuhbletzer immer noch der Fall war, sondern sie zählten zur Gruppe der Landfahrer und Bettler, zur besitz- und ehrlosen Vagabondage. Die im Schwäbischen Wörterbuch verzeichneten Redensarten halten dies fest: *Des sind Leut' wie d' Kessler und Landfahrer, Kesselflicker und Scherenschleifer hauen am Morgen einander d' Finger ab und lausen am Abend einander mit'm Stumpen.* Die Ambulanten, in den Verwaltungsberichten hießen sie manchmal auch die nomadisierenden Flickspezialisten, stammten aus Dörfern, die nur einen Teil ihrer Einwohner ernähren konnten: für viele hieß das lebenslange Wanderschaft, um anderer Leute Kessel zu flicken, Hafens zu klammern oder Schirme zu reparieren. Bei diesen Dörfern trat zum Schaden der Spott, denn das geringe Ansehen, das ihre wandernden Bewohner hatten, übertrug sich – etwa in Form von Necknamen – auf die Gemeinde. Hugo Moser hat diesen Namen in seinem *Schwäbischen Volkshumor* einen eigenen Abschnitt gewidmet.

Zeugen der Reparier-Kultur sind selten

Dies sind nur einige Aspekte der Reparier-Kultur. Ortsneckereien, Redensarten, Sprichwörter und mundartliche Wendungen künden in großer Zahl von der Bedeutung, die das Reparieren im dörflichen und kleinstädtischen Wirtschaftsleben einst hatte. Es verwundert freilich, daß sich in den Museen kaum Sachzeugen dieser früheren Flick- und Reparierkünste erhalten haben. Selten einmal, daß die Tischdecke einer Museumsstube Flickens aufweist oder daß ein verdrahteter Krauttopf auf einem Küchenherd steht, noch seltener jedoch findet man in den Museen Hinweise auf das Reparieren als ein wichtiges Prinzip der *Ökonomie des Notbehelfs*, die über weite Strecken die Realität auch des württembergischen Volkslebens geprägt hat. Möglicherweise war es der heimliche Ästhetizismus der ersten

Sammler und Museumsrestauratoren, die nur dem Schönen, Guten und Unversehrten ein Recht in den Museen zugestehen wollten. Man weiß ja, daß die Museen in ihren Sammelbemühungen vielfach von einem Bild der «heilen» Vergangenheit ausgingen; und in dies Konzept fügte sich Kaputtes und Geflicktes nur schlecht ein.

Besser ein Kleid flicken als eines betteln. – Ein Geiziger läßt die Nadeln flicken. – Der ist wohl geschickt, der seine Hosen selber flickt. – Jetzt ist der Kittel scho gflickt (die Arbeit ist zu Ende). – Meister, d Arbeit ist fertig, soll i sie glei flicken? – Wer sein Häs (Kleid, Schuhe) ka selber flicken, braucht (dürf) 's net zum Schneider (Schuster) schicke. – Der will alle Leut de Säck flicke, ond die seine lat er d Mäus fresse. – Einen schlechten Menschen können alle Heiligen nicht mehr flicken. – Da hock i, da sitz i, da flick i mein Schuh, gib mir au a bissele Leder derzu (beim Fangspiel). Entnommen dem Schwäbischen Wörterbuch, Band 2, Tübingen 1908, Seite 1568.

Dieser Sutterkrug aus Steinzeug zeigte Risse und wurde mit Blechbandagen wieder stabilisiert. Aus der Gegend zwischen Tübingen und Hechingen, Anfang 20. Jahrhundert.

